

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **51 (1994)**

Heft 2: **Berufsbilder in der Kunstgeschichte**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-169414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

IRMGARD BAUER et al.: *Bronzezeitliche Landsiedlungen und Gräber* (= Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien 11, Egg 1992). 340 S., 189 Schwarzweiss-Abb., 111 ganzseitige Tafeln.

Die jüngste Materialvorlage aus der Reihe der Archäologischen Monographien der Zürcher Denkmalpflege umfasst Beiträge von fünf Autorinnen und einem Autor, die Funde von insgesamt 27 Ausgrabungen vorstellen, sowie einen Kurzbeitrag von W. Drack. Mit Ausnahme von Andelfingen «Auf Bollen», Berg am Irchel und Otelfingen «Unterer Sandacher» handelt es sich um Grabungen aus den 70er und 80er Jahren. Wie aus dem knappen Vorwort von ANITA SIEGFRIED-WEISS, die zusammen mit CLAIRE HAUSER für Redaktion und Gestaltung verantwortlich war, hervorgeht, wurden die Manuskripte zu verschiedenen Zeitpunkten abgeschlossen. Die auf der Umschlaginnenseite gegebene Chronologietabelle ist für einen ersten Überblick und die zeitliche Situierung der einzelnen Fundplätze praktisch und aufschlussreich. Daraus geht u. a. auch das Nebeneinanderbestehen von Land- und Seeufersiedlungen in der entwickelten Spätbronzezeit hervor. Auf dieses Faktum, speziell auf die daraus entstehenden Fragen nach Bedeutung und Funktion dieser Siedlungstypen, wird leider nirgends eingegangen. Nützlich wäre sicher auch ein Schlusswort gewesen, besonders da die einzelnen Beiträge keinen Bezug aufeinander nehmen. Erfreulich ist, dass auch am Fundmaterial aus Landsiedlungen vermehrt naturwissenschaftliche Untersuchungen vorgenommen werden. Artbestimmte Hölzer liegen aus Fällanden «Wigarten», Otelfingen, Uster «Ergelacker» vor. Ebenfalls in Fällanden «Wigarten» wurden faunistische Reste aus einem geschlossenen Komplex untersucht. Aus demselben Komplex stammt auch ein Radiokarbondatum. Auch Rudolfingen liefert einige C-14-Daten. Anthropologisch bestimmt wurden die Skelette aus Otelfingen «Sandacher» und die Kremationsreste aus Regensdorf «Adlikon».

Der gesamte Band besticht durch seine qualitätvolle Ausführung und hervorragende Drucktechnik insbesondere auch der Fundzeichnungen. Angenehm ist bei diesen der durch alle Beiträge gleich bleibende Verkleinerungsmaßstab. Die Zeichnungsstile reichen von der einfachen Umrisszeichnung mit rein schematischer Dekorangabe (Beiträge Hauser, Matter) über unterschiedlich starke Schattierung zur Erzielung eines plastischen Effektes (Beiträge Fort-Linksfeiler, Hasenfratz, Ruckstuhl) bis zur Anführung der einzelnen Bruchstellen eines zusammengesetzten Fragmentes (Beitrag Bauer). Bei stark zerscherbter Keramik lenkt diese Wiedergabetechnik aber von der zentralen Aussage ab. Rekonstruktionsvorschläge für Dekor und Form der Keramikgefäße sind nützlich, solange sie genügend abgestützt sind und aus der Zeichnung die ergänzten Teile klar als solche hervorgehen. Den Schluss der Publikation bildet ein allgemeines Literaturverzeichnis.

Auf einem weit verbreiteten Missverständnis beruht die bei I. Bauer und B. Ruckstuhl anzutreffende Gleichsetzung des Binnerhorizontes mit Ha A1. Wie bereits A. Beck (*Beiträge zur frühen und älteren Urnenfelderkultur im nordwestlichen Alpenvorland*. PBF Abt. XX, Bd. 2, München 1980) zeigte, muss der Horizont Bin-

ningen nach dem Mohnkopfnadelnhorizont, aber vor Ha A1 angesetzt werden. Dies bedeutet u. a. auch, dass im Fundbestand der Schweiz zwischen 1200 bis zum Wiedereinsetzen der Seeufersiedlungen um 1058 v. Chr. eine Lücke klafft.

Im Beitrag von I. BAUER, *Landsiedlungen und Gräber der mittleren und späten Bronzezeit*, wird Fundmaterial von 22 Ausgrabungen aus sechs Gemeinden vorgestellt (Urdorf, Fällanden, Otelfingen, Wetzikon, Winterthur-Seen, Andelfingen). Von Bedeutung für die Bronzezeitarchäologie der Schweiz ist das Fundmaterial aus Urdorf (Siedlungsspuren), Fällanden (Siedlungsbefunde und Brandgräber) und Andelfingen (Siedlungsspuren). Wie die Autorin überzeugend darlegt, liegt mit Andelfingen «Auf Bollen» eines der wenigen Ha-A1-zeitlichen Siedlungsinventare vor. Zur Datierung werden in erster Linie die Keramik und das mutmassliche Peschierafibelfragment herangezogen. Die Bedeutung dieses Materials wird durch die aus der Kulturschicht stammende Nadel vom Typ Wollmesheim Var. Eschollbrücken (Definition nach W. KUBACH, *Die Nadeln in Hessen und Rheinhessen*. PBF Abt. XIII, Bd. 3, München 1977) noch unterstrichen. In Fällanden-Dorf wurden auf einer Fläche von 100 m × 150 m in den 70er und 80er Jahren sechs Rettungsgrabungen durchgeführt. Die einzelnen Grabungskampagnen werden von der Autorin sorgfältig abgehandelt. Leider wurde auf eine nach Zeitabschnitten gegliederte tabellarische Auflistung der zahlreichen Befunde verzichtet. Etwas grössere Übersichtspläne wären bei der Befunddichte zu begrüssen. Auf grosses Interesse wird das in einen Frühabschnitt von Stufe Bz D gestellte Siedlungsmaterial aus geschlossenen Fundkomplexen aus Fällanden «Wigarten» stossen. Für die Datierung der Gräber aus Fällanden «Schulhausstrasse/Fröschbach

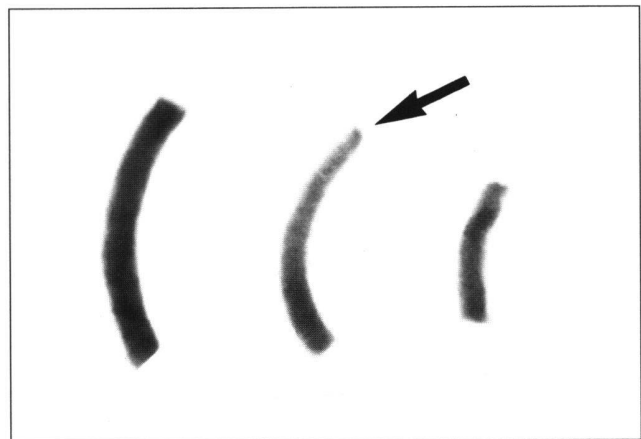


Abb. 1 Röntgenaufnahme des mutmasslichen Bogenfibelfragmentes aus Fällanden «Schulhausstrasse/Fröschbach 1974», Grab 2. Deutlich sichtbar das originale Armringende (Pfeil) beim mittleren Fragment. (Aufnahme SLM)

1974» ist u. a. ein Bronzefragment (Taf. 33.777) bedeutend, welches als mögliches Bogenfibelfragment angesprochen wird. Die Tragweite dieser Vermutung veranlasste Verf. zu einer Nachuntersuchung. Wie die im Schweizerischen Landesmuseum (spezieller Dank gebührt den Herren W. Fasnacht und M. Leuthard) gemachte Röntgenaufnahme zeigt, handelt es sich um die Fragmente eines Armringes (Abb. 1 und 2).



Abb. 2 Makroaufnahme des Armringfragmentes aus Fällanden.

In ihrem Beitrag *«Mittelbronzezeitliche Siedlungsspuren in Uster-Ergelacker»* stellt D. FORT-LINKSFEILER einen kleinen, für viele Landsiedlungen geradezu typischen Komplex vor. Das aufschlussreichste Objekt ist zweifellos der zweinietige Bronzedolch, den die Autorin zu Recht als zuverlässigste Datierungsgrundlage heranzieht. Trotz fehlender Befunde und kleinteiliger Keramik ist die Vorlage solcher Inventare bedeutend, denn nur so werden Aussagen zur tatsächlichen Besiedlungsdichte eines Gebietes möglich.

Ein bedeutendes Siedlungsmaterial aus geschlossenen Fundkomplexen wird im Beitrag *«Bronzezeitliche Gruben aus Oberengstringen-Zentrum»* von B. RUCKSTUHL vorgestellt. Was die Datierung von Fundkomplex 7 in die Stufe Ha A1 anbelangt, sei auf die von Verf. oben gemachten Einschränkungen hingewiesen. Wenig glücklich ist der zur Datierung der Fundkomplexe 1 und 3 herangezogene Vergleich mit Wisen SO (S. 179). Das Fundmaterial dieses Platzes kann nach heutigem Kenntnisstand zeitlich nicht homogen sein. Sehr interessant sind die von der Autorin gemachten Bemerkungen über zwei unterschiedliche Hüttenlehmqualitäten.

Einer Höhensiedlung bzw. einem befestigten Platz in Spornlage ist der Beitrag *«Der Schlossberg bei Rudolfingen. Bericht über die archäologische Untersuchung von 1984»* von A. HASENFRATZ gewidmet. Der Beginn der Siedlungstätigkeit auf dem Schlossberg geht ins Neolithikum zurück. Der Beitrag ist den mittel- und spätbronzezeitlichen Funden und Befunden des Platzes gewidmet. Möglicherweise mittelalterlich könnte ein Keramikfragment (Taf. 3.62) aus der Grabenfüllung sein (vgl. hierzu J. TAUBER, *Herd und Ofen im Mittelalter*, Olten 1980). Die Darstellung des Befestigungswerks scheint auf den ersten Blick angesichts der Fundmenge zu ausführlich. Dem steht aber die Tatsache entgegen, dass bisher nur wenige solcher Anlagen untersucht worden sind. Der Sporn war von einem als Hauptwerk bezeichneten Wall-Graben-System abgeriegelt, der Schutz der Flanken wurde durch zwei Umfassungsgräben und einen kleinen

Wall gewährleistet (sog. Spornbefestigung). Als Vorwerk ist der dem Hauptwerk vorgelagerte Graben bezeichnet, der als erstes Angriffshindernis interpretiert wird. Was die Datierung der Anlage betrifft, kann der Autor glaubhaft darlegen, dass die Befestigung nachmittelbronzezeitlich errichtet wurde. Begrüssenswert sind die drei Szenarien, die für die Erbauung der Anlage entworfen wurden. Eine spätbronzezeitliche (Ha B), eine späthallstattzeitliche und eine zwei-periodige Errichtung werden in Betracht gezogen. Der Autor selbst gibt der ersten Variante den Vorzug. Das gewählte Vorgehen zeigt klar, wie schwierig die Datierung von Wällen letztlich bleibt. Interessant sind schliesslich die Bemerkungen zu Schlackenfunden, die eine mittel- oder spätbronzezeitliche Metallverarbeitung auf dem Schlossberg belegen.

Eine gekürzte Fassung ihrer Lizentiatsarbeit stellt der Beitrag von C. HAUSER, *«Befunde und Funde vom Ebersberg, Gem. Berg am Irchel»*, dar. Die Autorin setzt sich in verdienstvoller Weise mit den Funden und Befunden der Grabungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts auseinander. Dabei zeigt sich, dass auch mit sogenannten «undankbaren» Altfinden wertvolle Informationen zu gewinnen sind. Es ist zu wünschen, dass das Beispiel der Autorin Schule macht und weitere wichtige Altgrabungen umfassend publiziert werden. Durch den Einbezug verschiedener bisher unveröffentlichter Manuskripte gelang es der Autorin in minutiöser Kleinarbeit, wenigstens einen Teil des vermischt aufbewahrten Fundmaterials wieder nach den beiden Fundstellen «Jösli» und «Plateau» zu trennen. Neben einer spätbronzezeitlichen kann auch eine neolithische Nutzung des «Jösli» plausibel gemacht werden. Wichtig ist die gemachte Feststellung, dass «Jösli» und «Plateau» bei einer Entfernung von nur 500 m gleichzeitig besiedelt gewesen waren. Der Siedlungsbeginn beider Plätze fällt in die Stufe Ha A2/B1 mit Schwerpunkt in Ha B1. Leider wurde auf die vollständige Abbildung sämtlicher Ha-A2-zeitlichen Elemente verzichtet (S. 256). Das Ende der Siedlungstätigkeit scheint vor Ha B3 spät zu liegen, wenn man die Grabhügel von Ossingen als Vergleich herbeizieht.

Im Beitrag von A. MATTER, *«Die spätbronzezeitlichen Brandgräber von Regensdorf-Adlikon»*, ebenfalls eine gekürzte Fassung einer Lizentiatsarbeit, werden 10 Gräber und mehrere Steinsetzungen vorgestellt. Die Autorin unterscheidet zwei Beisetzungsmuster: Gräber mit Urne und solche ohne spezifische Urnenbeigabe. Die Einzigartigkeit von Befund und Material ist augenfällig. Leider werden Grabungstechnik und Fundverwahrung diesem Umstand nicht vollends gerecht. So ist letztlich nicht mehr zu entscheiden, ob die vorgeschlagene Interpretation der Steinsetzung 7a (S. 298) und weiterer Steinkonzentrationen (S. 300) als mögliche Grabhügelbedeckungen ausreichend abgestützt ist. Aus Abb. 14 scheint zumindest hervorzugehen, dass die Scheiterhaufenreste von Grab 8 unter die Steinsetzung 7a laufen und evtl. von dieser angeschnitten werden. Die Autorin behandelt eingehend die relative chronologische Stellung der Gräber aus Regensdorf. Ausgehend von der Kombinationstabelle (Tab. 3), baut sie die Definition einer Stufe Ha B2 auf. Die Verwandtschaft gewisser Gefässformen aus Regensdorf, Elgg und Rafz bzw. deren zeitliche Nähe werden von der Autorin überzeugend dargelegt. Besonders augenfällig ist dies bei Regensdorf und Elgg. Interessiert hätte auch die Stellung des spätbronzezeitlichen Grabes aus Andelfingen ZH in der Kombinationstabelle. Sicher richtig ist auch die Darstellung des zeitlichen Verhältnisses von Regensdorf und den Grabhügeln von Ossingen ZH (Ha B3, Spätphase). Hier können nur noch wenige Ähnlichkeiten namhaft gemacht werden. So finden die Gefässe aus Regensdorf, Grab 6 (Taf. 6.2, 6.3), eine Entsprechung in Ossingen, Grabhügel 6. Ob die von der Autorin gemachten Ausführungen für die Definition einer eigenen Stufe Ha B2 ausreichen, wird erst beim Vorliegen von genügend Ha-B-zeitlichem Fundmaterial beurteilbar sein. Erwähnenswert ist die in einem der reichsten Gräber vorgefundene, mit Kerbschnitt verzierte Schale (Grab 9, Taf. 15.16). Eine Kartierung dieses Dekorelementes

findet sich bei Th. Ruppel (*Die Urnenfelderzeit in der niederrheinischen Bucht*, Köln 1990. 51, Abb. 22).

Vergegenwärtigt man sich zum Schluss den bisherigen Kenntnis- und Publikationsstand von bronzezeitlichen Landsiedlungen und Gräbern in der Schweiz, so wird die grosse Bedeutung des vorliegenden Bandes offensichtlich. Die vorgestellten Fundorte mit geschlossenen Fundkomplexen werden fortan die Referenzstationen sein, auf die sich die Bronzezeitarchäologie zu beziehen hat. Es bleibt zu hoffen, dass die hier von allen Autoren geleistete Pionierarbeit auch andere Institutionen anregt, entsprechendes Fundmaterial vorzulegen. Nur so werden in Zukunft die grossen Wissenslücken über Siedlungsformen, Subsistenzgrundlage, wirtschaftliche und kulturelle Kontakte sowie Bestattungsbrauchtum allmählich zu schliessen sein.

Calista Fischer

* * *

MAX PFISTER: *Baumeister aus Graubünden – Wegbereiter des Barock*. Die auswärtige Tätigkeit der Bündner Baumeister und Stukateure in Süddeutschland, Österreich und Polen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. (Bündner Monatsblatt und Schnell und Steiner, Chur 1993.) 371 Seiten, 100 Tafeln mit Schwarzweiss-Abbildungen, Pläne und Farbabbildungen im Textteil.

Wie das Tessin, so hat auch das karge Alpenland Graubünden seine künstlerischen Kräfte ins Ausland exportieren müssen. 1930 hat A.M. Zandralli die Baumeisterfamilien aus dem Misox erstmals erfasst und ihre weitgestreuten Werke geortet. Seither haben die Gabrieli, Sciascia, Viscardi, Zuccalli und viele andere in der europäischen Kunstgeschichte ihren festen Platz; andere Misoxer, die sich zum Teil hinter verdeutschten Namen verstecken, zu nennen etwa die Alberthal (Albertalli), Engel (Angelini) und Balbierer (Barbieri), rücken zusehends ins Interesse der wissenschaftlichen Forschung; aber unübersehbar ist das Heer jener Bauhandwerker, die kaum mehr als dem Namen nach bekannt sind, aber zum Genius dieser alpenländischen Bauströmung ebenso gehören wie die Spitzenvertreter.

Wer sich heute über die Graubündner (nicht nur Misoxer) Bauleute informieren will, greift dankbar zum stattlichen, ansprechend gestalteten Quartband von Max Pfister. Der Autor, ehemaliger Redaktor der «Davoser Zeitung», lebt heute zurückgezogen in Amden SG. Seit Jahrzehnten beschäftigt er sich mit den Tessiner Künstlern, die er zu Tausenden in einer Datenbank gespeichert hat. Gleichsam als Nebenprodukt dieser Sammelleidenschaft entstand nun ein Namenkatalog von rund 1000 Bauleuten aus Graubünden (aber auch von Vertretern anderer Kunstgattungen), die mit Lebensdaten, Werkangaben und bibliographischen Hinweisen versehen sind. Mehr noch: Auch die Orte ihrer Tätigkeit sind alphabetisch aufgelistet, so dass man ungewöhnliche Einblicke in die Migration der Bündner erhält. Auf einer kartographischen Darstellung erscheinen die Wirkungszentren wie Spinnen: München, Eichstätt, Trier und Berlin, Graz, Prag, Krakau und anderswo. Aber auch die Werke im heimischen Mesocco und Roveredo werden aufgeführt. Ein Diagramm schafft zudem Bezüge und Vergleiche zum zeitgleichen Baugeschehen im Tessin und in Italien.

Der Einführungstext versucht, den stilistischen Spuren dieses bauschöpferischen Phänomens nachzugehen. Im Kraftfeld zwischen Gotik und Barock entwickelt sich eine Baukunst, die – teils auf dem Umweg über Polen – in Bayern ihre grossartigste Entfaltung findet. Der Katholizismus im Aufwind der Tridentinischen Reform und das ehrgeizige Herzogtum mit Kurfürstenwürde streben nach himmlischer und irdischer Repräsentation, die in schmuckreichen Kirchen

und glanzvollen Palästen ihren schaubaren Ausdruck findet. Italien, vor allem Rom, gibt den Ton an. Ein Architektenzweigespann ragt heraus: Enrico Zuccalli (1642–1724) und Giovanni Antonio Viscardi (1645–1713) beherrschen das hochbarocke Baugeschehen in und um München in geradezu unheimlicher Weise. Die Abbildungen, geschickt ausgewählt, aber nicht immer in bester Qualität, lassen das Baugeschehen optisch nachvollziehen. Schlaglichter fallen auf Mariazell, Ettal und Fürstenfeldbruck, auf Schloss Schleissheim und die Nymphenburg. Auffallend sind die vielfältigen Bauaufgaben, die aufwendige Architekturinstrumentierung mit Kuppeln und Wandpfeilern, aber auch die Anverwandlung deutscher Baumotive, etwa der Erker und Zwiebeltürme. Und doch: Ein eigener Baustil oder Bautyp, wie ihn zum Beispiel die Vorarlberger Bauschule hervorbringt, ist nicht auszumachen. Dazu fehlten offenbar die zünftischen Verflechtungen und die künstlerischen Beziehungen der Familienclassen untereinander. Aber die Misoxer haben «das Fundament gelegt für die Spätbarock- und Rokokokunst in Süddeutschland und Hebammediendienst zur festlichsten Blüte der deutschen Baukunst geleistet».

Die Wissenschaft ist Max Pfister für die lexikalische Aufbereitung bekannter und unbekannter Namen aus der Kunstlandschaft Graubünden dankbar. Man möchte sich nur wünschen, dass auch seine «Maestri ticinesi» bald einmal publiziert oder in einer nationalen Forschungsstelle geförderbar werden.

Bernhard Anderes

* * *

H.-M. VON KAENEL / H.-J. BREM / J. TH. ELMER / J. GORECKI / B. HEDINGER / C.E. KING / M. KLEE / M. LEUTHARD / J. PETER NORTHOVER / J. RYCHENER / A. ZÜRCHER: *Der Münzhort aus dem Gutshof in Neftenbach: Antoniniane und Denare von Septimius Severus bis Postumus* (= Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien 16, Zürich und Egg 1993). 263 S., 85 Abb., teilw. farbig, 52 Tafeln.

Le 16 décembre 1986, les archéologues zurichois ont découvert dans les fouilles de la villa romaine de Neftenbach, un trésor de 1243 monnaies d'argent et de billon, enfoui vers le milieu du III^e siècle de notre ère.

La monographie qui lui est consacrée met en œuvre une collaboration pluridisciplinaire et internationale de numismates, d'archéologues, de botanistes, de physiciens et de restaurateurs. La signification historique du trésor est examinée soigneusement sur la base de son contexte archéologique, de son catalogue, de sa composition monétaire et force analyses techniques, physiques et chimiques. Rien n'est écarté pour parvenir à une interprétation optimale de la trouvaille. On peut d'entrée de jeu relever la qualité du prélèvement du contenant et du contenu du trésor, modèle du genre si on le compare avec d'autres, anciennement ou malheureusement récemment découverts. Il faut noter que les circonstances de la trouvaille, la fouille systématique et surveillée de la villa, et la clairvoyance scientifique des Zurichois et de leurs collègues étrangers, tout s'y prêtait admirablement. Les archéologues et les numismates n'ont donc pas hésité à détailler chaque élément pouvant revêtir quelque importance significative.

L'examen du contexte archéologique général et particulier de la villa (pp. 9–33 et 43–44) permet de restituer très exactement les circonstances de l'enfouissement. La cruche a été placée dans une cachette creusée immédiatement sous le plancher d'une pièce, transformée en habitat lors de la dernière phase de l'occupation de la *pars*

rustica de la villa. Les parois de la fosse étaient munies de fragments de tuiles protégeant son précieux contenu, lequel était recouvert de foin. Ce détail peut être reconstitué à partir de l'analyse et de l'identification des macrorestes organiques infiltrés dans le récipient.

La destruction de la villa est située après 280 par un antoninien de Probus prélevé dans une couche d'incendie et un faciès de 8 autres monnaies de Claude II à Probus. Le *terminus* des séries monétaires du trésor est antérieur d'un peu moins de 20 ans (c. 263) à cet événement. On ne peut donc pas associer l'enfouissement ou «l'oubli» du trésor à cette destruction.

La cruche en bronze, d'une facture attribuée au I^{er} siècle, faisait sans doute partie d'un riche service de table. Elle est de provenance indéterminée. Des traces de réparations peuvent être observées au niveau de l'anse et du fond du récipient (pp. 82–96). L'étude de l'objet montre qu'il n'aurait pas été choisi pour contenir le trésor seulement en fonction de sa forme particulière, mais aussi probablement en raison de sa valeur.

L'examen minutieux du contenu, d'abord réalisé par tomographie assistée par ordinateur dans la cruche, puis par prélèvement systématique et positionné des monnaies, ne présente aucune stratigraphie interne. On a pu toutefois relever une organisation du trésor en plusieurs rouleaux et groupes différenciés de monnaies qu'il a été possible de restituer (pp. 43–72). L'analyse des macrorestes botaniques a mis en évidence des fibres textiles, vestiges probables de tissus enveloppant les rouleaux (pp. 72–81). Sur 8 rouleaux reconnus, chacun comptait entre 8 et 22 pièces alors que les ensembles n'en comptaient que 6 à 10. Aucun regroupement temporel ou typologique des monnaies n'a été mis en évidence. L'observation des surfaces monétaires permet aux auteurs de relever un certain nombre de problèmes de fabrication: des fissures ou l'usure des coins, des frappes tréflées (pp. 97–99).

L'alliage de 265 pièces étudié à Oxford a permis d'accroître sensiblement le corpus des émissions analysées du III^e siècle (pp. 101–117). Ce travail montre surtout l'évolution de l'aloï, inflation spectaculaire de l'argent, en fonction de la progression des émissions pendant le III^e siècle. La différenciation métallique des émissions par type et ateliers est aussi étudiée.

Dans le commentaire de synthèse historique, l'ensemble des problèmes que posent le trésor sont exploités: cet ouvrage n'est donc pas un simple catalogue bien documenté (pp. 118–131). Sur 1243 monnaies romaines de billon de la fin du II^e au III^e siècle, le trésor contenait 4 deniers et 1239 antoniniens des empereurs Septime Sévère (193–211) à Postume (260–c. 263). La comparaison de la composition du trésor de Neftenbach avec les trésors bien documentés de la même période, montre un phénomène bien connu: la thésaurisation plus ample des deniers et des antoniniens de bon aloï. La formation du trésor n'est donc pas significative d'une circulation monétaire, mais représente une thésaurisation réunie au cours d'un certain laps de temps. En effet, près de 86% du trésor a été frappé entre 238 et 253, les pièces du règne de Postume ne représentant que 5% de l'ensemble. L'observation de la typologie peu variée et du nombre impressionnant d'identités de coins reconnus parmi les 65 monnaies de Postume, permet de situer l'enfouissement peu après leur émission.

La proportion des ateliers est comparable à d'autres trésors de Gaule. 87,7% des émissions du trésor de Neftenbach ont été frappées à Rome, 3,6% à Antioche de Syrie ou dans un atelier oriental, 1,1% à Viminiacium (Moésie supérieure) et 7,6% en Gaule (Cologne ou Trèves?). Les critères courants de reconnaissance des imitations de l'époque de Postume sont aléatoires. Les analyses métalliques effectuées sur certains exemplaires présumés le démontrent. Elles sont par conséquent indispensables pour ce type d'identification.

La problématique des trésors associés aux événements historiques est abordée. La formation du trésor par son étude de composition, la nature de son enfouissement, indépendante d'événements locaux, autorisent à le classer parmi les trésors de thésaurisation. Ces cir-

constances bien documentées permettent aux auteurs de mesurer le caractère aléatoire des trésors dits de 260, que la recherche a systématiquement associé aux mouvements allamans. On observera toutefois que même si ces circonstances sont différentes selon les trésors étudiés, la fourchette chronologique plus ou moins simultanée des dernières émissions et de «l'oubli» de dizaines de ces trésors est une coïncidence particulièrement troublante. On déplorera enfin avec les auteurs la documentation et l'étude insuffisante de pratiquement tous les trésors de cette période en Suisse.

Le classement du catalogue (pp. 139–174) tient compte des recherches les plus récentes sans y apporter de modifications sensibles. La systématique de la publication du trésor de Cunetio fait référence (E. BESLY/R. BLAND, *The Cunetio Treasure. Roman Coinage of the Third Century AD*, London 1983). Les auteurs font preuve avec raison de la plus extrême prudence pour l'identification et la localisation des ateliers. Il en va ainsi pour le second atelier oriental (p. 173, nos 1177 et 1178) ouvert par Valérien et Gallien dès 255, qu'A. Alföldi situe à Samostate et R.A.G. Carson à Cyzique. La datation des émissions qui se sont succédé dans cet atelier, mériterait d'être revue à la lumière de la récente publication du trésor d'Eauze (F. DIEULAFIT/D. SCHAAD, *Le trésor d'Eauze*, Toulouse 1992, p. 300). En effet, celle-ci semble confirmer le classement en 5 émissions proposé naguère par R. Göbl contrairement à celui en 4 émissions établi par les chercheurs anglais et sur lequel s'appuie la classification du trésor de Neftenbach. Il en résulte que les pièces de la deuxième émission de cet atelier, nos 1177 et 1178 de Neftenbach, auraient plutôt été émises entre 256 et l'été 258, et non pas entre 254 et 259. Ce petit problème ayant été relevé, on soulignera la très grande rigueur du classement du trésor de Neftenbach. L'ensemble des pièces est illustré. La qualité des planches est bonne.

Anne Geiser

* * *

DIETRICH W. H. SCHWARZ: *Ex fontibus hauriamus. Ausgewählte Beiträge zur Kulturgeschichte. Ihrem Ehrenmitglied zum 80. Geburtstag herausgegeben von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich* (= Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band 60, 157. Neujahrsblatt) (Verlag Hans Rohr, Zürich 1993). 339 S., 78 Schwarzweiss-Abb.

Nachdem seine Schüler in der ZAK den früheren langjährigen Mitarbeiter des Schweizerischen Landesmuseums schon 1978 zu seinem 65. Geburtstag mit einer kleinen Festschrift und das SLM ihn zehn Jahre später mit einem Kolloquium geehrt hatten, brachte nun eine weitere Institution, die ihm viel verdankt, dem Jubilar eine Festgabe dar.

Es sind 31 Aufsätze, die hier gesammelt wurden. Der früheste, erschienen im Jahre 1938, befasst sich mit dem Diplom Kaiser Heinrichs V. vom 28. Dezember 1124 für das Kloster Engelberg, der letzte ist ein Vortrag am Karlstag 1987 – einer alten Vorschrift folgend lateinisch beginnend. Über die thematische Fülle und die Vielseitigkeit des Jubilars kann man nur immer wieder staunen; jeden Beitrag hier einzeln zu würdigen würde ebenso das Platzangebot wie auch die Kompetenz des Besprechers weit übersteigen.

Stets erneut ist es packend zu erleben, wie Schwarz eine (scheinbare) Einzelerscheinung, beispielsweise die karolingische Minuskel, in grosse Kulturzusammenhänge zu stellen versteht. In der Numismatik war er damit einer der ersten (vgl. *Die Münze als geschichtliches Dokument. Eine Betrachtung mit Hinweisen auf die*

Münzsammlung des Ritterhauses Bubikon»). Aus dieser seiner Lieblingsdisziplin stammen rund die Hälfte der Beiträge, zeitlich von den «Münzen des Herzogs Hermann I. von Schwaben» im mittleren 10. Jahrhundert bis zu den «Schweizerischen Banknoten. Ein neues Sammelgebiet des Schweizerischen Landesmuseums» reichend, einer davon in französischer Sprache.

Weitere Aufsätze sind den historischen Grundwissenschaften gewidmet, welche der Jubilar an der Universität lehrte: Diplomatik, Epigraphik, Sphragistik. «Ein mittelalterliches Gewichtsstück aus Schaffhausen» (ein Markgewicht aus Blei aus der Wende vom 10. zum 11. Jahrhundert, gefunden in der einstigen Klosterlatrine zu Allerheiligen) führt uns in die leider von der Schweizer Lehre und Forschung schmächtig vernachlässigte Metrologie.

Besonders meisterhaft erscheint mir die Deutung der Allegorik auf der Medaille für Kardinal Damian Hugo von Schönborn (wobei allerdings selbst die vergrößerte Abbildung nicht alle genannten Einzelheiten erkennen lässt).

Auch die allgemeine Geschichte ist vertreten mit «Westeuropäische Kleinstaaten des Mittelalters» und «Die Städte der Schweiz im 15. Jahrhundert» – hier hat übrigens ein überschlauer Korrektor die «Ausburger» in sinnstörende «Augsburger» verwandelt (S. 231).

Schwarz hat die Erforschung des historischen Alltags gefordert, lange bevor sie aus ideologischen Gründen zur Mode wurde. Sein Aufsatz «Der Alltag im spätmittelalterlichen Zürich» von 1976 konnte noch in jüngster Zeit als Grundlage für Ausstellungen benutzt werden. Entsprechend stark sind sachkundliche Artikel in der Sammlung vertreten. Hinter dem unscheinbaren Titel «Ein karolingischer Fund aus dem Kanton Zürich» verbirgt sich ein Siegelstempel aus Gagat, der 1946 in Grüningen beim Pflügen gefunden wurde. Zu seiner Deutung stellte Schwarz damals eine Reihe von Hypothesen zur Diskussion, musste aber bis 1992 warten, bis sich die eine – Beglaubigungsmittel eines kaiserlichen Abgesandten – erhärtet fand. Denkwürdig ist das Geschick des «Fintansbechers von Rheinau»: 1883 an der Landesausstellung in Zürich ausgestellt, wurde er von der Kirchgemeinde Rheinau ins Ausland verkauft, was zur Gründung des Landesmuseums beitrug. Immerhin beschrieb und zeichnete man ihn vorher, so dass ihn Schwarz 1950, damals Konservator an eben diesem Institut, in Paris trotz inzwischen erlittener Veränderungen wiedererkennen konnte.

Die Aufsätze «Zwei gotische Archivschränke aus Zürich» und «Das Schatzverzeichnis des Grossmünsters in Zürich von 1333» befassen sich mit Objekten aus dem Zürcher Grossmünster. Von dessen Chorherrenstift und dessen örtlicher Nachfolgerin, dem Karolinum, handelt der letzte Beitrag, «Chorherren – Karlstagsfeiern – Neujahrsblätter» (der zugleich das 150jährige Bestehen der Gelehrten Gesellschaft in Zürich feiert). Zusammen mit der eingangs erwähnten Arbeit über das Diplom fürs Kloster Engelberg, «Die Anfänge des Klosters Wagenhausen» und «Liturgiegeschichtliches und ikonographisches aus dem alten Zürich» bilden diese Arbeiten eine Reihe, welche ein im zwinglianischen Zürich auffallendes Interesse für Katholisches und Klösterliches aufscheinen lässt. Dieser Umstand weist auf die Verbundenheit des Jubilars mit Wien hin, die noch weiteren Aufsätzen zugute kam, wie etwa dem über «Das Zins-, Nutz- und Urbarbuch der Feste Rheinfelden des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien», das er musterhaft ediert hat.

Immer wieder fühlt man sich beim Lesen zurückversetzt in die Zeit, als man vor dem Lehrenden sass. Etwa wenn im Bande auch die Geschichte der «Geschichtswissenschaft an der Universität Zürich (1933–1983)» vorgetragen wird, oder wenn in der Antrittsrede an dieser Universität gewisse «Stadt- und Landespatrone der alten Schweiz» für Wirtshausnamen verantwortlich gemacht werden (etwa St. Lucius für die «Kronen» in Graubünden oder St. Martin von Tours für die «Rössli» in Schwyz). In meiner Dissertation nannte ich die Sprüche auf dem Zürcher Rathausofen «unglaublich ungeschlacht und schwulstig» und zitierte etwas süffisant Hans Nabholz'

Bemerkung, dass der Verseverfasser Beat Holzhalb «hoffentlich als Staatsmann Bedeutenderes geleistet hat, als in der Eigenschaft eines vom Rate bestellten Hofpoeten». Eben dieser Beat Holzhalb unternahm «Eine schweizerische Gesandtschaftsreise zu Kaiser Leopold I. nach Wien im Jahre 1677», und wir können ihn dabei begleiten, dank dem eingehenden Bericht, den ihm der Jubilar gewidmet hat. Dieser erwähnt auch, dass das Leu'sche Lexikon Holzhalb noch als Dichter lobte, während z.B. Ermatinger ihn nicht mehr erwähnenswert fand.

Im Anhang hat der Jubilar jeweils nachgetragen, was zu den Thematika aus heutiger Sicht zu ergänzen ist: erstaunlich wenig in so vielen Jahrzehnten. Mit anderen Worten: Die Arbeiten sind immer noch aktuell, wie etwa auch folgendes Zitat beweist: «Jedenfalls will es scheinen, dass auch im Mittelalter der kleine Staat [...] wesentlichen Anteil an der kulturellen Entfaltung Europas hatte.»

All diese in fünf Ländern erschienenen, zumeist längst nicht mehr erhältlichen Beiträge in einem handlichen Band vereinigt, ergeben eine Gabe für alle Freunde der Kulturgeschichte, mehr noch als für das Ehrenmitglied der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Dietrich W. H. Schwarz.

Peter F. Kopp

* * *

WERNER VOGLER (Hrsg.): *Das goldene Buch von Pfäfers (Liber Aureus)*. Vollständige Faksimileausgabe im Originalformat des Codex Fabariensis 2 des Stiftsarchivs Pfäfers im Stiftsarchiv St. Gallen. Kommentarband von ANTON VON EUW/WERNER VOGLER/LORENZ HOLLENSTEIN (= Studia Fabariensia, Beiträge zur Pfäferser Klostergeschichte, Bd. 2) (Codices Selecti, Vol. XCIV, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1993). Kommentarband 219 S., 2 Farbtafeln, 69 Schwarzweiss-Abb.

Genau zwanzig Jahre nach dem als Faksimile erschienenen Liber Viventium von Pfäfers (= LV) ist nun auch die zweite kunsthistorisch bedeutende der rund 13 Handschriften im Fonds Pfäfers des Stiftsarchivs St. Gallen, der Liber Aureus (= LA), mit einem ausführlichen Kommentarband ediert worden. Dies geschah in der für den Grazer Verlag zur Regel gewordenen mustergültigen Weise, zu einem für den interessierten Bibliophilen noch vertretbaren Preis.

Vermutlich besass die rätische Abtei Pfäfers bereits im frühen 9. Jahrhundert ein Skriptorium, das bis gegen Ende der Karolingerzeit Bestand gehabt haben könnte. Über die Situation im 10. bis 12. Jahrhundert sind wir aber nur ungenügend informiert. Während der Liber Viventium im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts angelegt wurde, entstand das Evangelistar des Liber Aureus um 1070 bis 1080. Es ist nicht davon auszugehen, dass zwischen diesen Daten in Pfäfers ohne Unterbruch ein Skriptorium bestanden hat. Die Zuschreibung des Liber Viventium an Pfäfers etwa erfolgt durch Abgrenzung gegen das für Chur in Anspruch genommene Remedius-Sakramentar, Cod. Sang. 348.

Seinen Namen verdankt der LA einerseits dem sehr aufwendigen Goldschmuck der Miniaturen und Initialen, andererseits den vergoldeten Silberbeschlägen seines opulenten Renaissanceeinbandes. Die einbändige Handschrift besteht aus drei Teilen: dem Festtagsevangelistar aus dem 11. Jahrhundert mit einem bis ins 14. Jahrhundert geführten Urbar auf den Lagen 1–4, dem nach 1400 geschriebenen und bemalten Memorial, Urkunden- und Rechtsbuch auf der Lage 5 mit Fortsetzung aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts auf der Lage 6. Der LA übernahm um 1400 die Funktion des LV als Buch

der Rechte und Besitztümer der Abtei. Die beiden Handschriften gehören zu den bedeutendsten Memorialbüchern des Mittelalters. Gründe für die Entstehung des LA können in einer Liturgiereform und in der Schwierigkeit der Mönche, die karolingisch-rätische Minuskel des Evangelistars des LV zu lesen, gesehen werden.

Im 1. Kapitel zum Text des Liber Aureus zieht der Autor den überzeugenden Schluss, dass der Textredaktor zwar den LV aus dem ersten Viertel des 9. Jahrhunderts gekannt haben muss, den Vorgänger jedoch nicht als direkte Textquelle heranzieht. Die Zahl der Perikopen, deren Auswahl nicht auf Pfäfers verweist, ist von 72 auf 31 reduziert worden. Vor allem aber sind einige der im LA enthaltenen Perikopen nicht im LV enthalten, und die kanonische Folge der Lesungen ist in die Reihenfolge von Johannes, Lukas, Markus und Matthäus umgekehrt. Beim flüchtigen Lesen des LV kann der Eindruck entstehen, dass es sich bei der Handschrift um ein Evangeliar handelt, denn die Anfänge und Schlussverse der Evangelien sind komplett vorhanden. Dies ist im LA nicht mehr der Fall. Dem LA liegt ein Evangeliar mit gemischtem Temporale und Sanctorale zugrunde. Auffallend ist das Fehlen der Karwochenliturgie sowohl beim LA wie auch bei seinem Vorgänger, dem LV.

Um der Redaktion des LA auf die Spur zu kommen, führt der Autor nun 16 bedeutende Festtageevangelistare an, die er nach der Anzahl der Perikopen in vier Gruppen einteilt. Gruppe I sind Handschriften mit 200–400 Lesungen, darunter das bekannte Godescalc-Evangelistar, Paris, Bibliothèque nationale, nouv. acq. lat. 1203, aus der Hofschule Karls des Grossen. Gruppe II zählt 100–150 Lesungen, Gruppe III unter 100, Gruppe IV 30–50. Von den fünf Evangelistaren der letzten Gruppe sind Vercelli, Archivio capitolare No. C, Isola di San Giulio, Cod. s. n., und Paris, Musée de Cluny, Cl. 22653, dem etwas älteren LA gut vergleichbar, was dank einer Tabelle im Anhang leicht nachvollziehbar wird. Die drei Vergleichshandschriften entstanden im 11. Jahrhundert in Vercelli, respektive im 12. Jahrhundert in Novara. Obwohl die Zugehörigkeit Rätiens zur Kultur der Alpensüdseite evident wird, ist der LA insgesamt als liturgische Eigenleistung zu betrachten. Der Autor holt hier zu Recht weit aus. Die Breite seiner Argumentation geht über das bei Faksimile-Kommentarbanden Übliche hinaus.

Im Kapitel zu Schrift und Schreiber zieht von Euw 15 Vergleichshandschriften heran, die dem Text als Kurzbeschreibungen mit Literaturangaben folgen. Dieser in allen Teilen klar strukturierte Aufbau des Kommentarbandes kommt dem mit der Materie nicht vertrauten Leser entgegen. Von Euw zieht denselben Schluss wie bereits De Wald im Art Bulletin VII und VIII, 1924–26, dass der Schreiber des LA im Skriptorium von Einsiedeln zu suchen ist. Bei den Einsiedler Codices 113 und 114 wie beim Missale St. Paul 14/1 war bereits der Schreiber des LA am Werk. Auch in den Einsiedler Codices 150, 151, 139, 8 und 9 erweist sich das Innerschweizer Skriptorium als Hüterin der Reichenauer Kalligraphie.

Bezüglich der Initialornamentik steht der LA am Ende einer zweihundertjährigen Entwicklung, die mit dem St. Galler Folchart-Psalter ihren Anfang genommen hat und auf der Reichenau im zweiten Drittel des 11. Jahrhunderts ihre letzten Früchte trug. Zur goldenen und silbernen Bänderung gesellen sich Varianten von Bänderschnallen, byzantinischen Blüten und Blattpalmetten, wie sie aus Reichenauer Handschriften wohlbekannt sind. Das Fehlen von Knotungen setzt den LA ans Ende der Entwicklung.

Der Vergleich der Ornamentik des LA mit für Einsiedeln gesicherten Handschriften wie Einsiedeln Cod. 113, 114 und St. Paul Cod. 14/1 ist überzeugend. Auch bei den bereits im Schriftvergleich angeführten Einsiedler Cod. 150, 151, 8 und 9 gibt es deutliche Parallelen zum LA. Der Autor zieht daraus den richtigen Schluss, der Schreiber und Initialmaler des LA habe in Einsiedeln gearbeitet. Ausgangspunkt der Initialkunst bleibt aber die Reichenau unter Berno (1008–1048). Angeführt werden die beiden Sakramentare Paris, Bibliothèque nationale, lat. 18005, und Oxford, Bodleian Li-

brary Canon. Liturg. 319, und die beiden Missalien Rh 71 und 75 der Zentralbibliothek Zürich. Insbesondere die beiden letzten sind direkte Ausgangspunkte für den LA. Im Gegensatz zu diesen widerspiegelt der LA nicht die offizielle Reichenauer Schule, die Initialmaler haben aber möglicherweise auf der Reichenau gelernt, bevor sie in Einsiedeln ans Werk gegangen sind.

Im 5. Kapitel zu den vier Evangelistenbildern holt der Autor erneut weit aus, zurück ins 6. Jahrhundert zu den Vorbildern der Autoren im karolingischen Wiener Reichsevangeliar.

Arkaden und Stadtprospekte stehen in der Reichenauer Tradition. Die Reichenauer Vorlagen sind trotz eines merklichen zeitlichen Abstandes bei den Evangelistenbildern des LA wirksam gewesen. Wie Korteweg (Aachener Kunstblätter 53, 1985, S. 35ff.) erkannt hat, wurden zwei Modelle verwendet, je eines für Lukas und Markus und eines für Matthäus und Johannes.

Hier entsteht nun der Eindruck, der Autor habe die in den Kapiteln Schrift und Initialornamentik mit vollem Recht gezogenen Schlüsse auch auf die Autorenbilder übertragen wollen. Das gezeichnete Dedikationsbild im Einsiedler Cod. 151 und einige Bemerkungen zum Kolorit führen zur kaum nachvollziehbaren Aussage, dass die engsten Verwandten der Evangelistenbilder des LA in Einsiedeln zu suchen seien. Tatsache bleibt, dass sich keine Einsiedler Autorenbilder erhalten haben. Das Einsiedler Dedikationsbild ist nur ein zweitklassiges Reichenauer Filialwerk. Insbesondere gehe ich mit dem Autor nicht einig, wenn er den in Einsiedeln tätig gewesenen Schreiber des LA mit dem Miniator gleichsetzt (bereits S. 40). Einzig die angeführten Reichenauer Handschriften bieten Vergleichbares zu den Evangelisten des LA. Für die grundsätzliche Arbeitsteilung von Schreiben und Malen führt der Autor S. 101 eine schlagende Quelle an, die von den Brüdern Purchard und Chuonrad spricht, der eine in Secon ausgebildete Schreiber, der andere Schüler der Reichenauer Malschule. Das Bologneser Sakramentar dient als Beispiel für diese Praxis, die auch beim LA anzunehmen ist, zumal der Autor S. 113 meint, dass «die Evangelistenbilder und Initialen in einem etwas gespannten Verhältnis zur Schrift» stehen.

Zur Klärung der Stellung der Autorenbilder des LA innerhalb der Reichenauer Buchkunst hat Korteweg Wichtiges beigetragen. Die Autorin kommt zum wohl leicht überzogenen, aber tendenziell richtigen Schluss, dass die Autorenbilder innerhalb der Reichenau eher grob und provinziell sind. Die exakte Stellung dieser Miniaturen innerhalb der Reichenauer Buchmalerei ist noch zu bestimmen. Generell ist das Fehlen einer Monographie, ja eines Handbuchs zur Reichenauer Buchkunst zu bedauern. Identische Architekturkulissen und Symmetrie im Aufbau sind sowohl beim Utrechter Bernulphus-Codex wie beim Evangelistar in Brescia vorhanden. Die bemerkenswerten ornamental gegebenen Pflanzen im Vordergrund der Miniaturen des LA sind beim Brescianus in identischer Form zu finden.

Der direkte Einfluss der Reichenau war in Pfäfers, einer Gründung des Inselklosters von 730 bis 750, auch nach drei Jahrhunderten noch spürbar. Die drei Doppelbogen mit den vier Evangelisten könnten à la rigueur wohl auch bemalt von der Reichenau nach Pfäfers geliefert worden sein. Der Reichenauer Ableger in Pfäfers ist jedenfalls deutlich weniger gut lokal verankert als die Einsiedler oder die Schaffhauser (Paris, Bibliothèque nationale, Smith-Lesouëf 3, und Schaffhausen Cod. 4 und 18).

Zu den um 1400 und im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts geschriebenen und bemalten Lagen 5 und 6 äussert sich der Autor im 7. Kapitel. Ein unbekannter Maler hat unter Abt Burkhard von Wolfurt (1386–1416) eine bemerkenswerte Abkürzung des Jüngsten Gerichtes und eine Darstellung der Repräsentanten der Abtei wie Abt Adalbert, Pirmin und Karl der Grosse geschaffen. Der Künstler ist in Rätien und im Bodenseeraum nicht weiter bekannt. Es dürfte sich um einen Wandermaler handeln.

Um 1590 sorgte Johannes Heider, der 1587 zum Abt von Pfäfers gewählte Einsiedler Konventuale, für einen neuen Prachtseinband.

Die prächtigen Eckstücke, Reliefs und kleineren Beschläge entstanden in der Wiler Werkstatt des Johannes Renner unter Verwendung von Augsburger und Nürnberger Reliefs.

Den Abschluss des Kommentarbandes bilden Ausführungen zu den historischen und rechtshistorischen Texten des LA aus der Feder von W. Vogler, gefolgt von einem Quellenanhang. Drei Gruppen dieser das politische, rechtliche und weltliche Selbstverständnis der Abtei spiegelnden Texte sind auseinanderzuhalten: im ersten Teil die lateinischen Rechte des Klosters in Ortschaften, dazu im dritten die korrespondierenden, aber nicht in gleicher Folge erscheinenden

deutschen Übersetzungen. Dazu kommt an zweiter Stelle eine Äbte-
liste, ein Verzeichnis des Besitzes an Vogteirechten und Menschen,
nach Ortschaften geordnet, und ein Lehensverzeichnis. Dieser Teil
diente als Instrument bei Rechtsauseinandersetzungen. Die Konti-
nuität der Gestaltung vermitteln die dem LV nachempfundenen Dop-
pelarkaden.

Der Liber Aureus hat eine angemessene Edition mit einem weit
überdurchschnittlichen Kommentarband erfahren.

Andreas Bräm